

mondial

3 Auf den Spuren des Hühnergotts – Deutsch-deutscher Sprachwandel als Thema eines interkulturellen Deutsch-als-Fremdsprache-Unterrichts **8** »Frau Griechin« schließt ihren Laden **11** »Ich bin Vietnam, aber spreche Deutsch.« – Bedingungen des Spracherwerbs von Migrantenkindern **14** Mit Glück und Biss **16** Der wahre Schlüssel zur Lösung interkultureller Konflikte? – Ein Plädoyer für die Stärkung der Selbstkompetenz **19** Gesicht zeigen und Gespräche suchen – Das Filmprojekt »Roots Germania« **22** Leserbrief zum Forscher-Praktiker-Dialog **24** Starke Worte – Festtagsrednerin Nancy Adler verblüfft mit Ansprache auf dem SIETAR-Weltkongress **26** »Face« und *guanxi* als Beziehungsprinzip – Zur Bedeutung des eigenen und fremden Gesichts in der Kommunikation **30** Victor Repin – Fotografien eines Malers **36** 15 Fragen an Interkulturalisten **38** Neue wissenschaftliche Publikationen



Editorial

Inhalt

Liebe Leserinnen

und liebe Leser, seit fünf Jahren wendet sich das Journal für interkulturelle Perspektiven ausgewählten Ländern und Regionen in Form von Themenschwerpunkten zu. Dabei wurden nicht nur solche Regionen in den Blick genommen, die primäres Ziel für internationale Geschäftsbeziehungen und Auslandsentsendungen sind (›Südosteuropa‹, **mondial 1/08**), die als Wachstumsregionen gelten (›Fokus Indien‹, **SIETAR Journal 1/07**) oder auf die sich der Austausch von Schülern, Auszubildenden und Studierenden konzentriert. Der ›Fokus Afrika‹ (**SIETAR Journal 2/04**) präsentierte vielmehr Schlaglichter auf einen Kontinent, die sich von der üblichen Berichterstattung abheben.

Die vorliegende Ausgabe von **mondial** richtet die Aufmerksamkeit nun auf Deutschland und auf das Zusammenleben von Menschen mit je individueller Lebens- und Migrationsgeschichte im eigenen Land. Wir bekommen beim Lesen vielfältige Einblicke in eine dynamische Gesellschaft vermittelt: in den Wandel, den das gesprochene Deutsch im Zuge der Wiedervereinigung erfahren hat, in den Spracherwerb von Kindern aus Migrantenfamilien sowie zu Strategien für das konstruktive Lösen kulturell bedingter Konflikte im beruflichen Umfeld. Wir lesen die persönlichen Geschichten der ›Gastarbeiterfamilie‹, des Flüchtlings, aber auch die Erfahrungen einer Deutschen, die einen afrikanischen Vater hat und damit zum Ziel rassistischer Anfeindungen geworden ist.

Neben dem jeweiligen Schwerpunktthema gehört der Wissens- und Erfahrungsaustausch zwischen interkultureller Praxis und Forschung zu den zentralen Anliegen des Journals. Zum Forscher-Praktiker-Dialog aus **mondial 1/08** und **2/08** hat eine Leserin eine umfangreiche Stellungnahme verfasst, der unsere Dialog-Autoren mit einer Replik entgegenen.

Der Themen-Teil von **mondial 1/09** umfasst einen Rückblick auf die Festtagsrede von Nancy Adler im Rahmen des SIETAR-Weltkongresses in Granada 2008 sowie eine kenntnisreiche Darstellung der vielfach diskutierten Konzepte ›face‹ bzw. ›Gesicht‹ und des chinesischen Beziehungsprinzips *guanxi*.

Zu einem Sichtwechsel lädt diesmal die Fotostrecke des in der Ukraine geborenen und heute in Potsdam lebenden Malers Victor Repin ein. Seine in Berlin und Potsdam entstandenen Stadt-Ansichten irritieren ihre Betrachter, und dabei erzählen sie ebenso überraschende wie alltägliche Geschichten.

Wir wünschen Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, erneut viel Freude mit einer neuen Ausgabe von **mondial** – SIETAR Journal für interkulturelle Perspektiven.

Ihr Redaktionsteam

Friederike von Denffer und Ulrich Bauer

Fokus Deutschland

- 3 Auf den Spuren des Hühnergotts**
Deutsch-deutscher Sprachwandel als Thema eines interkulturellen Deutsch-als-Fremdsprache-Unterrichts
Peggy Katelhön
- 8 ›Frau Griechin‹ schließt ihren Laden**
Friederike von Denffer
- 11 ›Ich bin Vietnam, aber spreche Deutsch.‹**
Bedingungen des Spracherwerbs von Migrantenkindern
Sophie Koch
- 14 Mit Glück und Biss**
Jutta H.
- 16 Der wahre Schlüssel zur Lösung interkultureller Konflikte?**
Ein Plädoyer für die Stärkung der Selbstkompetenz
Gesa Krämer
- 19 Gesicht zeigen und Gespräche suchen**
Das Filmprojekt ›Roots Germania‹
Ein Gespräch mit Mo Asumang

Dialog

- 22 Leserbrief zum Forscher-Praktiker-Dialog**
aus **mondial 1/08** und **2/08**

Themen

- 24 Starke Worte**
Festtagsrednerin Nancy Adler verblüfft mit Ansprache auf dem SIETAR-Weltkongress
Stéphanie Stephan
- 26 ›Face‹ und *guanxi* als Beziehungsprinzip**
Zur Bedeutung des eigenen und fremden Gesichts in der Kommunikation
Jürgen Henze
- 30 Victor Repin – Fotografien eines Malers**

Serie

- 36 15 Fragen an Interkulturalisten**
- 38 Neue wissenschaftliche Publikationen**

Aktuell

- 37 Veranstaltung**
SIETAR-Forum 2010
- 39 SIETAR Deutschland Regionalgruppen**
- 39 Impressum**

Auf den Spuren des Hühnergotts

Deutsch-deutscher Sprachwandel
als Thema eines interkulturellen
Deutsch-als-Fremdsprache-Unterrichts

Peggy Katelhön

Wissen Sie eigentlich, was ein *Hühnergott* ist? Nein? Dann kommen Sie wahrscheinlich weder von der Ostseeküste, noch sind Sie in der DDR aufgewachsen. Wir werden uns auf die Spuren dieses Wortes begeben, um zu zeigen, wie der nach 1989 erfolgte deutsch-deutsche Sprachwandel in einem interkulturell ausgerichteten Deutsch-als-Fremdsprache-Unterricht (DaF) thematisiert werden kann.

Zwanzig Jahre nach dem Mauerfall hat das Thema ›Wiedervereinigung‹ unwiederbringlich Einzug in die Lehrpläne und -werke für Deutsch als Fremdsprache gehalten. Für italienische Jugendliche, die kurz vor oder nach 1989 geboren wurden, stellt die Wende nur einen weiteren Ausschnitt aus dem mühsam auswendig zu lernenden Datenkanon deutscher Geschichte dar. Zugleich ist im DaF-Unterricht ein neu erwachtes Interesse italienischer Deutschstudierender am deutschen Film festzustellen, das infolge der auch international erfolgreichen Produktionen wie *Good-bye Lenin*, *Das Leben der Anderen* oder *Sonnenallee* auch die ehemalige ostdeutsche Realität in den Fokus nimmt.

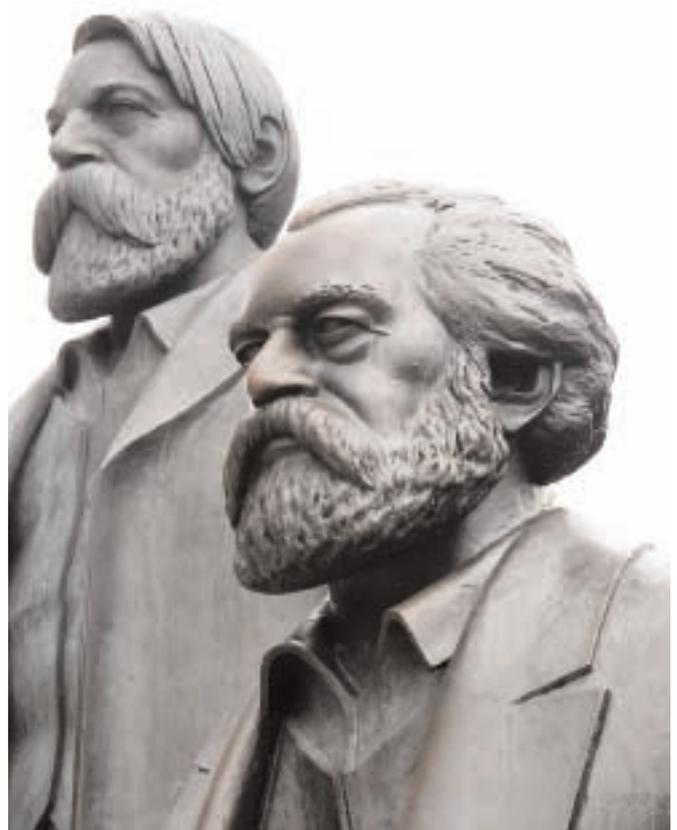
Den linguistischen Spuren der deutsch-deutschen Wiedervereinigung folgend, wie sie sich unter anderem hinter dem Lexem¹ *Hühnergott* verstecken, will dieser Aufsatz zunächst in die Sprache der DDR und den mit der Wiedervereinigung erfolgten Sprachwandel einführen. Didaktisch-methodische Strategien zur Sensibilisierung für dieses Thema, die sich durchaus als Teil eines interkulturellen Sprachunterrichts verstehen werden vorgestellt. Anhand verschiedener Textsorten und Medien werden die durch den gesellschaftlichen Wandel der letzten Jahrzehnte bedingten sprachlichen Veränderungen in Deutschland für die Studierenden fassbar und nachvollziehbar.

Der deutsch-deutsche

Sprachwandel Bevor über einen deutsch-deutschen Sprachwandel gesprochen werden kann, müsste zunächst geklärt werden, ob es überhaupt vor der Wiedervereinigung auf dem Gebiet der beiden deutschen Staaten zwei verschiedene Sprachen gab.

¹ Ein Lexem ist eine lexikalische Einheit, also ein Wort aus dem Wortschatz einer Sprache.

DDR, ein Mann geht durchs Kaufhaus. Er fragt einen Verkäufer: »Sagen Sie mal, gibt es hier keine Schuhe?« Der Verkäufer antwortet: »Keine Schuhe gibt es eine Etage tiefer, hier gibt es keine Hosen.«



»Frau Griechin« schließt ihren Laden

Friederike von Denffer

Nach 27 Jahren schließt Elpis Kalideris (genannt Elpida) ihren Lebensmittel- und Feinkostladen in München-Schwabing. Das Sortiment ihres »Tante-Emma-Ladens« umfasste neben Nahrungsmitteln des täglichen Bedarfs frisches Obst und Gemüse sowie griechische Spezialitäten. Fast drei Jahrzehnte lang war der familienbetriebene Laden eine Insel zwischen Karstadt und anderen großen Ketten – ein Zeuge von drei Generationen an Stammkunden und Laufkundschaft im Münchner Herzen. Doch in den letzten Jahren wurde es immer ruhiger in Frau Kalideris' Laden: Stammkunden verstarben, und Discounter zogen Neukunden an sich. *mondial* hat sich mit Elpis Kalideris über ihre Erfahrungen als »eingesessene« Institution in der bürgerlichen Nachbarschaft und zugleich als Griechin in Bayern unterhalten.

Frau Kalideris, Ihr Laden war sehr beliebt bei den Anwohnern hier in Schwabing. Was war der Schlüssel für diesen Erfolg? Wir haben sehr gute Qualität angeboten und waren sehr freundlich. Ich war darum immer sehr bemüht, und ich denke, dass die Leute gefühlt haben, dass ich meine Aufgabe gerne mache. Ich hatte ein sehr gutes Verhältnis zu meinen Kunden und hätte ihnen nie etwas Schlechtes verkaufen können. Als ich den Laden eröffnete, war ich 21 Jahre alt, manche ältere Leute haben mich »die Kleine« genannt, weil sie ja so viel älter waren. Die meisten Stammkunden sagten »Frau Griechin« zu mir, weil mein Nachname »Kalideris« vielleicht doch etwas schwer war. »Frau Griechin« hat mir gefallen, ja mei, denn ich bin ja auch Griechin. Was die Qualität angeht, muss man immer zwei Sachen haben. Zum Beispiel gute Tomaten, die teurer sind, und billige, die dann nicht so gut schmecken. Es kommt darauf an, für was die Kunden die Tomaten verwenden möchten. Für einen Salat empfehle ich die guten, teuren. Möchte man eine Tomatensuppe oder Tomatensoße machen, können sie auch die anderen verwenden. Oder Bohnen: Ich hatte zwei Sorten Bohnen, die dünnen und die breiten. Die Leute haben immer die dünnen genommen, und ich habe gesagt: »Probieren Sie einmal die breiten, die schmecken sehr gut«. »Ja, und wie mache ich die?« wurde ich dann gefragt. Ich habe ihnen dann ein griechisches Rezept gegeben, so, wie ich sie zu Hause zubereite. Jetzt machen das so viele so.

Allerdings hatten wir auch schon immer exotische Früchte. Mangos und Kiwis zum Beispiel, als sie früher noch mehr oder

weniger unbekannt waren und sie auch nicht an jeder Ecke zu kaufen waren.

Wie fing alles an? Erzählen Sie bitte etwas über die Geschichte des Geschäfts. 1981 haben mein Mann und ich den Laden von einem Griechen und seiner deutschen Frau übernommen, der schon damals sehr gut lief. Davor hatte ein deutsches Ehepaar das Geschäft mit zwei bis drei Angestellten. Seit den 60er Jahren war es immer ein Lebensmittelladen, und die Einrichtung ist seitdem unverändert geblieben.

Wir haben allerdings das Sortiment um mehrere Produkte erweitert, wir haben das Geschäft »voller gemacht«, mit verschiedenen frischen Wurst- und Käsesorten und dergleichen. Auch griechische Spezialitäten gab es zuvor dort nicht zu kaufen. Tzatziki, Taramar (Fischrogen), Dolmades (Weinblätter), Florinis (gefüllte Paprika mit Schafskäse), eingelegte Auberginen, Schafskäse, Paprika, Peperoni und Oliven haben mein Mann und ich zu Beginn daheim zubereitet. Später haben wir ein Geschäft entdeckt, das eine sehr gute Qualität hat, und dort haben wir die Sachen dann bezogen. Demestika und Retsina hatten wir auch im Angebot. Die Weine haben sich gut verkauft, vor allem der Retsina.

Meine Kunden haben die griechischen Speisen gekauft, egal was es war. Sie waren sehr neugierig und haben alles probiert. In den ersten Jahren ist mein Mann täglich in die Großmarkthalle gefahren, um frisches Obst und Gemüse einzukaufen. Wir haben dann zusammen eingeordnet und die Sachen probiert. Später bin ich dann alleine zum Einkaufen gefahren, da mein Mann ein Restaurant eröffnet hat. Der Sohn einer Kundin hat mir beim Ausladen und Einsortieren geholfen. Mein Mann oder meine Schwester waren dann samstags da, um zu helfen, wenn es im Geschäft voll war. Auch meine Töchter haben mitgeholfen. Meine ältere Tochter Vycki ist eingesprungen, wenn ich etwas zu erledigen hatte. Sie machte das sehr gerne, denn sie liebte es, sich mit den Kunden zu unterhalten. Sie sagte immer »Mama, die Leute sind so lieb«, und die Kunden haben sie immer gelobt. Sie ist nun fast fertig mit ihrem Biologiestudium – in der theoretischen Prüfung hat sie eine 1,0 – und wird danach ihren Doktor machen. Meine jüngere Tochter Georgia macht nächstes Frühjahr ihr Abitur. Beide machen ihre Sache locker.



»Ich bin Vietnam, aber spreche Deutsch.«

Bedingungen des Spracherwerbs von Migrantenkindern

Sophie Koch

Das Zitat in der Überschrift stammt von einem fünfjährigen Jungen, dessen Eltern vietnamesische Immigranten sind. Seit einigen Monaten betreue ich ihn sprachtherapeutisch aufgrund seiner großen Wortschatz- und Grammatikdefizite im Deutschen. In Deutschland geboren, sieht er sich als Vietnamesische und legt Wert auf diese Identität.

Immer wieder erlebe ich es bei meiner Arbeit mit zweisprachigen Migrantenkindern, dass sie ein ausgeprägtes Bewusstsein für ihr eigenes ›Anderssein‹ besitzen und eine eigene Definition von ›Heimat‹ haben. Oft leben sie von Klein auf zwischen der Welt der elterlichen Kultur und Sprache auf der einen Seite und der Welt der Aufnahmegesellschaft, in der sie heranwachsen, auf der anderen Seite.

Integration und Sozialisation

von MigrantenInnen Aus seiner Heimat fortzugehen, um in einer fremden Gesellschaft mit einer fremden Sprache und vielleicht sogar einer völlig fremden Kultur zu leben, ist meist kein einfacher Weg. Doch veranlassen die Lebensbedingungen im Herkunftsland – ob finanzielle, politische oder lebensbedrohende Gründen den Ausschlag geben – Menschen dazu, ihr Glück und eine Zuflucht in der Fremde zu suchen. Dort angekommen, gilt es, sich in die neue Gesellschaft einzugliedern und ein geregeltes Leben zu führen. Dabei stellt sich jedem Migranten bzw. jeder Migrantin früher oder später die Frage, inwieweit er bzw. sie sich weiterhin den Traditionen und der Denkweise seiner bzw. ihrer Herkunftskultur verpflichtet und in welchem Ausmaß er bzw. sie bereit ist, sich den gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen der Aufnahmegesellschaft anzupassen. Diese Persönlichkeitsgenese geschieht sowohl unter dem gesellschaftlichen Druck von ›Außen‹ als auch mit der inneren Bereitschaft des Einwanderers, Teil der Mehrheitsgesellschaft zu werden bzw. sich zu ›integrieren‹. Der Soziologe Klaus Bade bezeichnet Integration als die »möglichst gleichberechtigte Partizipation an dem Chancengebiet in zentralen Bereichen der Gesellschaft. Sie ist Ergebnis vor allem entsprechender Teilhabe an Erziehung, Bildung und Ausbildung, die zum Beispiel wiederum die Voraussetzungen zur Teilhabe am wirtschaftlichen Leben im Allgemeinen und am Arbeitsmarkt im Besonderen ist« (2007, 61f.). Eine Chancengleichheit von Zuwanderern und Einheimischen ist in Deutschland noch nicht selbstverständlich. Neben kultu-

rellen Vorurteilen und ethnischen Stigmata liegt dies unter anderem auch darin begründet, dass viele MigrantInnen aus einem bildungsfernen Milieu stammen und in Deutschland eine soziale Benachteiligung von MigrantInnen häufig durch die Herkunft bestimmt und auf die kommende Generation vererbt wird.

Sprachliche Missverständnisse und kulturelle Konflikte gehören zu den Begleiterscheinungen von Migration. Sie können zu sozialen Problemen innerhalb der Migrantenfamilien führen, die sich zu den bürokratischen Einwanderungsproblemen hinzugesellen. Eine Auswirkung dieser Probleme auf das Aufwachsen und die Erziehung der Migrantenkinder, die in diese nicht selten konfliktbeladene Migrationssituation hineingeboren werden, bleibt dabei nicht aus. Die Kinder müssen lernen, zwischen den Welten von Familie und Aufnahmegesellschaft zu leben und gegebenenfalls als Mittler zu fungieren.

Kultur und Familie Familie und Familienkultur besitzen einen bestimmenden Einfluss auf die Sozialisation und den Bildungserfolg von Migrantenkindern. Dieser Einfluss wird für den Bildungserfolg der Kinder unterschiedlich bewertet. Zum einen wird die Familie als Unterstützungssystem betrachtet, das sowohl das notwendige Alltagswissen als auch die sozialen Beziehungen zur Aufnahmegesellschaft liefert, die für eine Eingliederung in die Mehrheitsgesellschaft notwendig sind. Andererseits wird die starke



Für den erfolgreichen Erwerb der Zweitsprache Deutsch bei Migrantenkindern mit einer anderen Erstsprache ist es dennoch wichtig, darauf zu achten, dass sie vor der Einschulung in ausreichendem Maß mit deutschen Erstsprachlern in Kontakt stehen und auf diese Weise das Deutsche als natürlich gesprochene Sprache erleben. Nur so kann der Erwerb der grundlegenden und für die schulischen Anforderungen notwendigen kommunikativen Kompetenzen in der Zweitsprache der Kinder gewährleistet werden. Die Verantwortung dafür liegt sowohl bei den Migranteneltern und deren Integrationsbereitschaft, als auch und vor allem bei der deutschen Politik, die für eine Versorgung von Migranteneltern mit Informationen zum deutschen Bildungssystem verantwortlich ist, eine Teilhabe daran ermöglichen muss und gleichzeitig die Migrationsbedingungen soweit erleichtern sollte, dass eine Integration der MigrantInnen in die deutsche Gesellschaft von beiden Seiten ehrlich erwünscht und angestrebt wird.

Literatur

Bade, Klaus J. (2007): **Leviten lesen: Migration und Integration in Deutschland.** In: ders. (Hrsg.): *Leviten lesen: Migration und Integration in Deutschland.* Osnabrück: Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS). Themenheft 31/2007, S. 43–64 • Bronfenbrenner, Urie (1981): **Die Ökologie der menschlichen Entwicklung.** Stuttgart: Klett-Cotta • Koch, Sophie (2007): **Zweitsprachigkeit von Migrantenkindern. Erfolge und Probleme beim Erwerb des Deutschen im Vorschulalter.** Landau: Verlag Empirische Pädagogik • Nauck, Bernhard (2004): **Familienbeziehungen und Sozialintegration von Migranten.** In: Bade, Klaus J.; Bommes, Michael (Hrsg.): *Migration – Integration – Bildung, Grundfragen und Problembereiche.* Osnabrück: Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS). Themenheft 23/2004, S. 83–104 • Thiessen, Barbara (2009): **Muslimische Familien in Deutschland: Alltagserfahrungen, Konflikte, Ressourcen.** In: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (Hrsg.): *Migration und Soziale Arbeit: Islam.* 31. Jg., 1/2009, S. 23–29 • Keller, Heidi (2004): **Die Rolle familiärer Beziehungsmuster für die Integration von Zuwanderern.** In: Bade, Klaus J.; Bommes, Michael (Hrsg.): *Migration – Integration – Bildung, Grundfragen und Problembereiche.* Osnabrück: Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS). Themenheft 23/2004, S. 105–121 • Akpınar, Ünal (1980): **Pädagogische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Bestandsaufnahme und Praxishilfen.** 3. Auflage, München: Juventa • Kristen, Cornelia; Granato, Nadia (2004): **Bildungsinvestitionen in Migrantenfamilien.** In: Bade, Klaus J.; Bommes, Michael (Hrsg.): *Migration – Integration – Bildung, Grundfragen und Problembereiche.* Osnabrück: Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS). Themenheft 23/2004, S. 123–141

Autorin

Sophie Koch ist als Korrespondentenkind in Prag aufgewachsen und hat dort die Krippe und den Kindergarten besucht. 2006 machte sie ihr Diplom im Fach Sprechwissenschaft & Phonetik an der Martin-Luther-Universität in Halle (Saale) und promoviert dort derzeit zum Thema *interkulturell-kommunikative Kompetenzen bei ErzieherInnen*. Sie lebt in Berlin und arbeitet freiberuflich als Sprachtherapeutin, Sprecherzieherin und Rhetorikdozentin.

Kontakt sophie-koch@gmx.de

Mit Glück und Biss

Jutta H.

Der 21-jährige Paulo wird nächstes Jahr seine Berufsausbildung als Restaurantfachmann abschließen. Nach deutschem Ausländerrecht kein Grund, von einer Abschiebung abzusehen.

Seine Geschichte scheint ihn früh erwachsen gemacht zu haben. Fast körperlich kann man die Aufmerksamkeit spüren, mit der sich der junge Mann aus Angola die Fragen der Besucherin anhört. Und immer dauert es einen kleinen Moment des Überdenkens, ehe die Antwort nach außen gegeben wird. Aber Paulo will erzählen. »Ich erzähle meine Geschichte den Journalisten, damit sie langsam rauskommt, damit die Wunde nicht mehr ganz so groß ist.«

Paulo ist ein sportlicher Typ. Er tanzt in einer Gruppe – und da weicht seine ernste Miene stolzen, blitzenden Augen – mit der er auch Auftritte hat. »Wir tanzen Modern Dance, HipHop, afrikanisch, ganz gemischt.« Mit den Leuten trifft er sich auch außerhalb vom Tanzen, »sie sind meine Familie geworden«. Auch die Ausbildung läuft gut. Er wird gemocht und geschätzt.

Was fehlt, ist sein Aufenthaltsrecht in Deutschland. »Die wollen mich hier nicht«, sagt er finster und kramt ein kleines grünes Stück Papier hervor, auf dem »Duldung« steht. Duldung bedeutet »Aussetzung der Abschiebung«. Sie wird ihm gewährt, weil er noch seine Ausbildung absolviert. Nächstes Jahr im Sommer wird er fertig sein. Was dann ist, das ist die Frage.

Als er vor gut fünf Jahren allein in Berlin ankam, war er sechzehn. »Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge« nennt die deutsche Amtssprache diejenigen Kinder und Jugendlichen, die ohne Eltern aus den Krisen- und Kriegsgebieten der Welt flüchten und Schutz in Deutschland suchen. Im Schnitt sind es 450, die jährlich in Berlin ankommen und von einer zentralen Aufnahme-stelle in Obhut genommen werden. Das Landesjugendamt geht von einer »hohen Dunkelziffer« aus.

»Ein Freund meines Vaters hat mich ins Flugzeug gesetzt«, erzählt Paulo in fehlerfreiem Deutsch. Drei Tage vorher hatten »Regierungsleute« seinen Vater mitgenommen, dem man vorwarf, Waffen zu verstecken. Der Freund fürchtete, Paulo würde als nächster mitgenommen. Am Tag nach dem Verschwinden des Vaters starb seine Mutter an einem Herzinfarkt.

Am Anfang hat Paulo innerlich dicht gemacht. »Die ersten drei Jahre habe ich mit niemandem wirklich geredet. Ich wollte nur, dass die Zeit vergeht. Die Welt um mich herum habe ich ausgeschlossen.« Das kann sein damaliger Betreuer Stephan Cooper von *evin*, einem freien Träger der Jugendhilfe, nur bestätigen.



»Paulo war aggressiv und hat überhaupt nicht kooperiert.« Den Wandel hat seiner Meinung nach ein Anti-Aggressionstraining, das er ihm verordnet hat, in Gang gesetzt. Paulo meint, es waren eher die hartnäckigen Interventionen der Betreuer, vor allem auch von Stephan Cooper, die dann irgendwann ihre Wirkung zeigten. »Ich habe begriffen, so geht es nicht weiter, mein Freund. Du hast zwar keine Familie mehr, aber du musst irgendwie erst mal klarkommen hier.«

Paulo ist zur Schule gegangen. Erst in eine Förderklasse, dann in die Hauptschule. Hat Deutsch gelernt. Hat Lehrer davon überzeugt, in höhere Klassen aufgenommen zu werden. Hat die Schule als Zweitbester der Klasse mit erweitertem Hauptschulabschluss abgeschlossen.

Als sein Asylantrag abgelehnt wurde, hatte er schon seinen Ausbildungsplatz. Wer Anspruch auf Jugendhilfe hat, kann besonderen Förderungsbedarf bezüglich einer beruflichen Ausbildung geltend machen. Seine Einzelfallprüfung verlief positiv, über die Jugendberufshilfe wird seitdem seine Ausbildung finanziert. Ohne die dahinter steckende Kompetenz eines Betreuers oder anderer Helfender sind solche Erfolge undenkbar.

Mit seinem Ausbildungsplatz ist Paulo die Ausnahme. »Für geduldete Flüchtlinge ist es nach wie vor nahezu unmöglich, einen betrieblichen Ausbildungsplatz zu bekommen«, sagt Marei Pelzer von Pro Asyl. Erst nachrangig, wenn ein Ausbildungsplatz nicht mit einem Deutschen, einem EU-Bürger oder einem anderen Bevorrechtigten besetzt werden kann, steht der Platz dem jungen Flüchtling zur Verfügung. »Chancen haben

eigentlich nur die Jugendlichen mit Glück und Biss«, so Pelzer. Sie wirft der Politik vor, mit ihrer Praxis die ausländischen Jugendlichen »bewusst desintegriert« zu haben. »Man behandelt sie wie Ausländer, nicht als Teil der deutschen Gesellschaft.«

Paulo hatte Glück, fähige Leute um sich, und er ist eine starke, engagierte Persönlichkeit. Letzteres wird sich möglicherweise auszahlen, wenn er nächstes Jahr seinen Fall vor die Härtefallkommission bringt. Eine weitere Chance hierzubleiben könnte aus dem »Arbeitsmigrationssteuerungsgesetz« erwachsen, das gerade dem Vermittlungsausschuss vorliegt und ihm bei vorgewiesener Stelle in seinem Beruf eine Arbeits- und Aufenthaltserlaubnis ermöglichen könnte.

Paulo hat seine Schwester in Angola zurückgelassen. Er hat Hinweise, dass sie lebt. Trotzdem »ist es noch zu früh für mich, nach Angola zurückzukehren. Die Erinnerungen sind noch zu schlimm.« Er fürchtet, in seinem Dorf den Leuten zu begegnen, die seinen Vater mitgenommen haben. »Ich brauche noch etwas Zeit hier in Deutschland.«

Der Abdruck dieses Artikels erfolgt mit freundlicher Genehmigung vom »strassenfeger« herausgegeben von mob – obdachlose machen mobil e.V. Ausgabe: 1/2009, S.10

Foto © Jutta H.

Kontakt Redaktion strassenfeger · Prenzlauer Allee 87 · 10405 Berlin
redaktion@strassenfeger.org · www.strassenfeger.org

Der wahre Schlüssel zur Lösung interkultureller Konflikte?

Ein Plädoyer für die Stärkung der Selbstkompetenz

Gesa Krämer

Der bloße Vergleich kultureller Unterschiede und die Aufstellung von Erklärungshypothesen für Störungen und Probleme in der interkulturellen Kommunikation sind nur ein Teil interkultureller Trainings. Vielmehr muss es um die Erweiterung der Selbstkompetenz gehen. Denn erst wenn wir verstehen, was uns nervt, uns Angst macht oder uns belastet, können wir nach geeigneten Auswegen suchen.

Persönliche Ressourcen als Antwort

auf interkulturelle Störungen Fragen wie beispielsweise »Wie gehe ich denn nun mit ›dem Chinesen‹ um?« oder »Wie kann ich mein interkulturelles Team unter Zeit- und Erfolgsdruck noch besser führen?« lassen sich als interkultureller Trainer beantworten, wenn man u.a. den Kontext, die Persönlichkeiten und Diversity-Aspekte betrachtet. Als roter Faden sind dazu Kulturstandards oder -dimensionen sicherlich nützlich. Daneben tauchen aber immer wieder auch Probleme auf, deren Ursache auf den ersten Blick in interkulturellen Erwartungsbrüchen oder Störungen (vgl. Krämer/Quappe 2006, 18ff.) zu liegen scheint. Die Lösung dafür findet sich jedoch oft woanders, wie die beiden folgenden Beispiele zeigen.

Kubanische Unzuverlässigkeit, oder:

Was tun, wenn man sich allein gelassen fühlt? Die wichtigsten Gespräche finden ja oft in den Kaffeepausen statt. Hier ein Gedächtnisprotokoll eines Pausengesprächs bei einem interkulturellen Seminar, das ich mit einer deutschen Teilnehmerin führte:

Teilnehmerin: *Also, das ist ja alles gut und schön, ich weiß, dass Zeit eine andere Bedeutung in Deutschland als in Kuba hat. Wenn die [die Kubaner, G.K.] sagen, sie kommen gleich, dann kann das auch in drei Stunden sein. Ist mir alles klar. Und dennoch: Wenn mein Kollege sagt, dass er gleich komme, und ich dann 1,5 Stunden auf ihn warte, dann ist er für mich unzuverlässig.*

Trainerin: *Unzuverlässig ist natürlich ...*

Teilnehmerin: *< unterbricht > ... eine subjektive kulturabhängige Bewertung, ich weiß. Ist mir auch klar. Aber ich bin doch sozusagen von ihm abhängig und muss auch meine Ergebnisse erreichen.*

Trainerin: *Na klar, das ist verständlich: Diese Unzuverlässigkeit – welches Gefühl löst die in Ihnen aus?*

Teilnehmerin: *Wut, ich bin so wütend! Und Ungerechtigkeit, ich mein', ich fühl mich ungerecht behandelt. < lautes Atmen >*

Trainerin: *Hm. Sind Sie auf jemanden oder über etwas wütend?*

Teilnehmerin: *Ganz klar, über etwas. Dass er mich nicht vorsätzlich ärgern will, kann ich mir schon vorstellen, auch wenn's mir schwer fällt und ich das in den ersten Wochen gedacht hab'.*

Trainerin: *Ok. Über was sind Sie denn wütend?*

Teilnehmerin: *Über was ... Ich kann dann nie planen und muss immer wieder umorganisieren, und dann kommt alles durcheinander. Das überfordert mich einfach, gerade wenn's sowieso stressig ist. Und ich brauch' Menschen, auf die ich mich verlassen kann. Das ist gerade in meinem Job besonders wichtig.*

Trainerin: *Oh, das kann ich nachempfinden. Wenn Sie keinen haben, auf den Sie sich verlassen können, dann passiert was?*

Teilnehmerin: *Dann, ja, letztendlich steh' ich dann allein an vorderster Front, wenn ich so mal sagen kann. Das ist total unangenehm und stressig, das sag ich Ihnen aber.*

Trainerin: *Aber klar. Soll ich mal kurz zusammenfassen, also wenn Sie keinen haben, auf den Sie sich verlassen können, fühlen Sie sich allein. Kann es dann sein, dass genau da, wo Ihr Kollege mal wieder nicht zu dem Zeitpunkt kommt, zu dem Sie ihn erwartet hätten, dass Sie sich dann allein fühlen?*

Teilnehmerin: *Ja, naja < unverständlich > irgendwie schon.*

Trainerin: *Bestimmt haben Sie schon öfter Situationen gehabt, wo sie sich alleine gefühlt haben, oder?*

Teilnehmerin: *Ja, klar.*

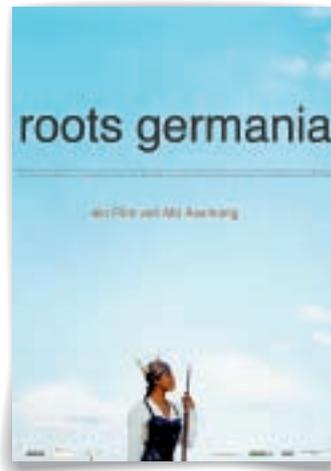
Trainerin: *Was haben Sie da gemacht, damit es Ihnen besser geht oder damit Sie da raus kommen? Was haben Sie da gemacht? Ne Strategie.*

Gesicht zeigen und Gespräche suchen: das Filmprojekt »Roots Germania«

Ein Gespräch mit Mo Asumang

Im November 2007 zeigte das ZDF in seiner Reihe »Das kleine Fernsehspiel« den Debutfilm der deutschen Moderatorin und Schauspielerin Mo Asumang. Dem Fernsehpublikum war sie bis dahin wohl überwiegend durch das TV-Magazin »Liebe Sünde« vertraut, das sie zwischen 1997 und 2000 auf ProSieben moderierte. Mit ihrem Dokumentarfilm »Roots Germania« hat sich Mo Asumang endgültig für die Öffentlichkeit als Frau präsentiert, die sich politisch engagiert und auch zur Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände beitragen will. So mag die filmische Spurensuche, auf die sich Mo Asumang in »Roots Germania« begibt, vordergründig ein *privates* Anliegen sein – die Suche nach ihrer ›Herkunft‹ führt vom Geburtsort Kassel, über den Lebensmittelpunkt Berlin auch nach Ghana, in die Heimat ihres Vaters. Auf eindrucksvolle Weise werden hier die geläufigen Kategorien nationaler und ethnischer Zugehörigkeit auf den Kopf und damit in Frage gestellt. Und beiläufig werden rassistische Anwürfe und Anfeindungen ad absurdum geführt. Was entgegnet eine in Deutschland Geborene auf die böswillige Aufforderung »Geh dahin, wo du hergekommen bist«? Und was erwidert sie auf die bestenfalls naive, schlechtestenfalls gut gemeinte Frage »Wo kommst Du her«?

»Roots Germania« wurde 2008 für den Adolf-Grimme-Preis nominiert und hat damit eine breite öffentliche Anerkennung erfahren. Weit weniger bekannt sind die vielfältigen Themen und Projekte, die Mo Asumang bis heute beschäftigen, beispielsweise das Schicksal des Afrikaners Anton Wilhelm Amo. 1703 im heutigen Ghana (Westafrika) geboren, gelangte der junge Mann als Sklave in das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel und studierte nach einer humanistischen Bildung an den Universitäten Halle und Wittenberg Philosophie und Rechtswissenschaften. Nur absoluten Experten ist wohl bekannt,



»Roots Germania«

Buch und Regie: Mo Asumang

Kamera: Felix Leiberger

Schnitt: Karin Nowarra, Beatrice Babin

Musik/Mischung: Johannes Malfatti

Ton/Mischung: Silvio Naumann

Redaktion: Claudia Tronnier

MA Motion in Koproduktion mit dem ZDF »Das kleine Fernsehspiel« in Kooperation mit der Hochschule für Film und Fernsehen Konrad Wolf in Potsdam-Babelsberg

Das Institut für Film und Bild (FWU.de) vertreibt »Roots Germania« an Schulen, Bildstellen und Medienzentren.

dass der ehemalige ghanaische Sklave dort 1729 eine lateinische Dissertation *De iure Maurorum in Europa* (Über die Rechtsstellung der ›Mohren‹ in Europa) verfasste und dass er später an verschiedenen Universitäten Mitteldeutschlands lehrte. Diese kargen Hinweise belegen auf eindrucksvolle Weise, wie wenig heute in der Öffentlichkeit von den Jahrhunderte währenden Wechselbeziehungen zwischen dem afrikanischen und dem europäischen Kontinent bekannt ist. Und sie zeigen zugleich, wie töricht der von Nationalkonservativen und Neonazis so vehement verteidigte Mythos einer reinen germanischen ›Rasse‹ ist.

Im Herbst 2007 wurde »Roots Germania« in der Öffentlichkeit vorgestellt. Wie waren die Reaktionen, und hat sich die Aufmerksamkeit für die angesprochenen Themen bis heute gehalten?

Seit der Film »Roots Germania« das erste Mal gezeigt wurde, bekomme ich fast jeden Tag eine Mail dazu, einfach phantastisch. Ich werde auch sonst sehr oft auf den Film angesprochen, und das sind manchmal lustige kleine Zusammenreffen. Zum Beispiel im Supermarkt zwischen der Wursttheke und dem Gemüse über Neonazis zu reden und wie es war, mich mit ihnen zu treffen. So etwas macht mir Spaß, da weiß ich, dass der Stoff an der Basis angekommen ist. Die Leute

sind offen und sie warten darauf, dass man ihnen Antworten gibt, wie man das ewige Problem mit den Rechtsnationalen lösen kann. Ich habe keine Generalantwort, aber meine persönliche Geschichte zeigt, wie sinnvoll es ist, wenn auch Deutsche mit ›Migrationshintergrund‹ die Probleme dieses Landes in die Hand nehmen.

Über all die Gespräche, die mir seit der Erstausrahlung im ZDF »Das kleine Fernsehspiel« helfen, noch tiefer in die Materie einzudringen, bin ich auch sehr, sehr dankbar.

Dialog

Leserbrief zum Forscher-Praktiker-Dialog aus **mondial 1/08** und **2/08**

Mit dem Relaunch des SIETAR Journals wurde in *mondial 1/08* ein Raum für den Forscher-Praktiker-Dialog geschaffen, also für den fachlichen Austausch zwischen Wissenschaft und Trainingspraxis. Den Anfang machten Peter Jandok (Universität Hildesheim) und Steffen Henkel (compass international, Stuttgart). In ihrem ›Streitgespräch‹ wurden einige kontroverse Positionen sichtbar. Neuralgische Punkte dieser Diskussion sind die (mehr oder weniger ausgeprägte) Theorie-Ferne vieler Trainings für international tätige Unternehmen infolge eines wenig ausgeprägten Wissenschaftstransfers oder durch den Rückgriff auf (vermeintlich oder tatsächlich) simplifizierende und statische Erklärungsmodelle. In ihrer gemeinsamen Synthese (*mondial 2/08*) schlagen die Autoren Jandok und Henkel eine engere Verknüpfung von wissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung mit der Trainingspraxis vor. Ihr Anliegen ist insbesondere eine Zusammenführung der linguistischen und der psychologischen Perspektiven auf kulturelle Überschneidungssituationen. Hierzu erreichte die Redaktion von *mondial* ein Leserbrief, der nachstehend abgedruckt und – mit dem Einverständnis der Verfasserin Dorothea Sophie Schmidt – um eine Erwiderung der beiden Autoren ergänzt ist. Die Redaktion

Anmerkungen zum Dialog von Peter Jandok und Steffen Henkel »Anstöße zur Optimierung interkultureller Trainings«, *mondial 2/08* Mit Interesse habe ich die Auseinandersetzung zwischen Peter Jandok und Steffen Henkel in den beiden letzten Ausgaben von *mondial* verfolgt. Dabei sind die beiden Artikel in *mondial 2/08* für mich als Praktikerin hochinteressant und nützlich. Sie ergänzen einander hervorragend und stimmen in der Grundaussage überein, nämlich dass alle interkulturellen Begegnungssituationen einzigartig und hochkomplex sind und daher strategisches Können nützlicher ist, als es z.B. Checklisten mit »Dos and Don'ts« je sein können.

Der in *mondial 2/08* folgende Versuch einer Synthesebildung war dagegen eigentlich überflüssig. Trotzdem war ich gespannt auf die »Zusammenführung der linguistischen und psychologischen Perspektive auf interkulturelle Situationen«. Es folgte dann aber eher das Gegenteil.

In Hinsicht auf ihre praktischen Empfehlungen kann ich den beiden Autoren durchaus folgen. Ich habe allerdings große Schwierigkeiten mit der Begrifflichkeit. Es wird eine Linguistik-Psychologie-Dichotomie behauptet, tatsächlich aber eine Verfahrens-Dichotomie beschrieben: Einerseits werden klassische Microteaching-Settings beschrieben, z.B. die Transkriptanalyse, bei der man nach meiner Auffassung verhaltenspsychologische Begriffe genauso nutzbringend verwenden könnte wie linguistische Begriffe. Andererseits werden Critical-Incidents-Verfahren angeführt, die nach meiner Erfahrung vor allem dazu dienen können, Haltungen, die hinter befremdlichen Verhaltensweisen stecken, besser zu verstehen. Sie bewegen sich sozusagen auf der ›Makroebene‹, erweitern den Raum der (Denk- und Fühl-) Möglichkeiten.

Leider wird die Verfahrensunterschiedlichkeit in eine Disziplinen-Dichotomie umgemünzt, die dann, statt sie, wie versprochen, zu entspannen, noch auf die Spitze getrieben wird. Besonders deutlich wird das im folgenden Satz aus der ›Syn-

these« (*mondial 2/08*, S. 17): »Diese Kategorie ist den sprachbezogenen nachgeordnet, da bei der Bearbeitung von interkulturellen Interaktionen die psychologischen Kategorien erst dann herangezogen werden können, wenn sichergestellt ist, dass es keine anderen Erklärungen gibt.« Dieser Satz macht keinen Sinn, denn menschliche Kommunikationsprozesse sind psychologische Prozesse, die in Sprache geschehen. Man kann demnach schwerlich das eine dem anderen ›nachordnen‹. Die linguistische und die psychologische Sichtweise nehmen unterschiedliche Perspektiven auf ein und dasselbe Geschehen ein und sind dabei eng miteinander verwoben.

Als psychologische Kategorien werden hier die Dimensionen von Hofstede und die Kulturstandards von Thomas beispielhaft angeführt. Ich finde es gerade in diesem Zusammenhang problematisch, ›Dimensionen‹ und ›Standards‹ in einem Atemzug zu nennen, denn die Kulturstandards von Thomas bewegen sich auf einer sehr konkreten Verhaltens- bzw. Handlungsebene und unterscheiden sich damit deutlich von der Betrachtungsebene der Dimensionen von Hofstede, die ein faktorenanalytisch erstelltes wissenschaftliches Konstrukt darstellen, was nicht mehr und nicht weniger leistet als eine gewisse Komplexitätsreduktion, die bei der Strukturierung der wissenschaftlichen Betrachtung nützlich ist.

Thomas definiert Kulturstandards als »handlungswirksame Merkmale eines kulturspezifischen Orientierungssystems«. Damit sind sicher keine Eigenschaften von Menschen gemeint, sondern Regeln und Prozeduren, die Menschen implizit und explizit in ihrer kulturellen Gruppe gelernt haben, und an denen sie sich mehr oder weniger stark in ihrem Handeln orientieren.

Die von Jandok so anschaulich beschriebenen Gesprächshandlungen werden davon auch bestimmt, und

- Unterschiede im üblichen Gesprächstempo,
- Unterschiede in den Regeln, wer wann wen unterbrechen darf, sowie

Starke Worte

Festtagsrednerin Nancy Adler
verblüfft mit entwaffnender Ansprache
auf dem SIETAR-Weltkongress

Stéphanie Stephan

Der Auftritt von Professor Nancy Adler im Oktober 2008 auf dem 1. Globalen Kongress von SIETAR begann schon sehr persönlich. Auf die Großleinwand der Bühne wurden Aquarelle in zarten Farben projiziert, die die Festtagsrednerin selbst gemalt hatte. Ein verblüffender Einstieg! Aber es sollte noch viel persönlicher kommen. Mit der direkten Aufforderung im Titel ihrer Rede – »Ask what we can do for the world« – bemühte die Professorin von der McGill University in Montreal/Quebec detailliert ihre eigene Familiengeschichte. Das war in der Tat äußerst ungewöhnlich für eine Rede vor so einer multikulturellen Zuhörerschaft, und offensichtlich hatten die Kongressteilnehmer, die aus allen Ecken der Welt angereist waren, dies auch nicht erwartet.

Zunächst machte sich ungläubiges Staunen und verhaltenes Murmeln breit, dann aber wurde es still im großen Festsaal des Palacio de Congresos de Granada, und alle lauschten gebannt den Worten der Rednerin.

Ein Beispiel von Zivilcourage

und Menschlichkeit Was sie am meisten beeinflusst hat in ihrer Kindheit, die sie in Kalifornien verbrachte – so Nancy Adler – war die dramatische Familiengeschichte, die ihr ihre Mutter erzählte, als sie vierzehn Jahre alt war. Rückblickend weiß sie, dass diese Erzählung sie zu dem Menschen gemacht hat, der sie heute ist. Die Mutter, die vierzehn Jahre vor Hitlers Einmarsch in Österreich in eine angesehene jüdische Familie hineingeboren worden war, wurde als dreizehnjähriges Mädchen bereits Opfer von Verfolgung und zur Zeugin von Gewalt und Mord durch Nazischergeren. Sie hatte aber in ihrer höchsten Not auch erfahren, wie eine katholische deutsche Familie sie ungeachtet der persönlichen Gefahr für sie selbst bei sich untergeschlupfen ließ und sie vor den Nazis versteckte. Diese Familie riskierte dabei selbst Leib und Leben, zumal Nachbarn kurz darauf SS-Offiziere informiert hatten, dass ein jüdisches Mädchen sich bei ihnen aufhalte. Glücklicherweise wurde Nancy Adlers Mutter bei der anschließenden Durchsuchung nicht gefunden – sie hatte sich im Korb mit der schmutzigen Wäsche versteckt. Nachts verließ sie dennoch heimlich die hilfsbereite Familie und irrte auf der Straße umher. Sie wollte ihre Wohltäter nicht noch einmal in eine solche Gefahr bringen.

Entschluss zum Studium der

interkulturellen Kommunikation Wäre die Erzählung ihrer Mutter hier bereits zu Ende gewesen, hätte sie ihr, dem kleinen Mädchen von damals, eines gezeigt: Mut und Empathie sind im Leben nötig, und Menschen unterschiedlicher Herkunft und Religion können bei dem, was sie tun, trotzdem integer bleiben. Sie hatte verstanden, dass die Welt nicht in Schwarz und Weiß geteilt ist und dass nicht auf der einen Seite nur die Guten stehen und auf der anderen die Bösen. Mit dieser Erfahrung ihrer Mutter im Hinterkopf ist es – so Nancy Adler in ihrer Festrede – überhaupt nicht verwunderlich, dass sie sich für das Studium der interkulturellen Kommunikation entschieden habe.

Sie wollte lernen, wie Menschen ungeachtet ihrer vielfältigen Weltansichten zum gegenseitigen Nutzen zusammenarbeiten und in Frieden leben können. Die Geschichte ihrer Mutter in der besetzten Hauptstadt Wien nahm ihre dramatische Fortsetzung.

Lieselotte – so der Name der Mutter – vermutete ihre eigene Mutter bei einer Tante, dort lief sie hin und traf sie auch dort an. Das Glück währte nicht länger als einen Tag, da standen schon wieder SS-Offiziere vor der Tür. Zum ersten Mal sah das Kind die Erwachsenen um sich herum ratlos und verängstigt. Vor allem wussten weder sie noch ihre Mutter, wo ihr Vater war. Da Lieselotte nicht unbedingt »jüdisch« aussah, wagte sie sich wieder heimlich nach draußen. Sie wollte die Situation selbst in die Hand nehmen, um den Verbleib ihres Vaters ausfindig zu machen. Sich an das Versprechen des Vaters ihrer besten Freundin erinnernd, dass sie immer zu ihm kommen könne, wenn sie oder ihre Familie Hilfe bräuchten, lief sie geradewegs dorthin – direkt ins Gestapo-Hauptquartier. Tatsächlich hielt der Vater ihrer Freundin, ein hochrangiger Gestapo-Offizier, sein Versprechen: Er veranlasste, dass ihr Vater frei kam und besorgte für die gesamte Familie Visa zur Ausreise innerhalb der nächsten dreißig Tage.

Wieder erfuhr Nancy Adlers Mutter enorme Zivilcourage und Respekt dem Mitmenschen gegenüber. Ihr Vater war jedoch im Gefängnis so stark misshandelt worden, dass er kein Familienmitglied mehr erkannte. Ihre Mutter, der Bruder und sie erkannten den Ernst der Lage und wussten, dass ihnen nur die sofortige Ausreise blieb. Die beiden Großmütter jedoch hatten kein Visum und bekamen auch keines. Was sollten sie tun? Warten, bis die ge-



›Face‹ und *guanxi* als Beziehungsprinzip

Zur Bedeutung des eigenen und fremden Gesichts in der Kommunikation

Jürgen Henze

›Bitte übergeben Sie Ihre Visitenkarte stets mit beiden Händen und halten Sie die Karte so, dass der Empfänger sie lesen kann und nicht Sie selbst.« – Kennen Sie diese Sequenz eines interkulturellen Trainings zur Vorbereitung von Kommunikation und Handeln mit asiatischen Kulturräumen (aber nicht nur dort)?



Ich denke schon, denn sie gehört zum Standardrepertoire kultursensibler Vorbereitung und wird in der Regel auch mit einem Phänomen zwischenmenschlicher Beziehungsarbeit verknüpft, welches als *face* und *face management* bezeichnet wird. Im Deutschen sprechen wir mittlerweile von ›Gesicht haben‹ bzw. ›Gesicht verlieren‹, aber in der Regel nur im Umgang mit Asien. Dieser Beitrag plädiert dagegen für eine eher transkulturelle, über den asiatischen Raum hinaus gehende Verwendung des Konzeptes von ›face‹, allerdings in einer Mehr-Ebenen-Betrachtung, die über das gängige Maß der Verwendung von ›face‹ hinausgeht. Ich schließe damit auch ganz konkret an die in den Ausgaben von **mondial 1/08** und **2/08** eröffnete Diskussion um die Optimierung von interkulturellen Trainings an und beabsichtige am Beispiel von ›face‹ zu zeigen, wie sich mit diesem Konstrukt eine Synthese aus unterschiedlichen Perspektiven und wissenschaftlichen Disziplinen erreichen lässt und dabei gleichzeitig die praktische Umsetzung zu einer Optimierung von Trainings führen kann.

Zum Hintergrund Die amerikanische Wissenschaftlerin Ting-Toomey hat in den 1980er Jahren einen theoretischen Ansatz in die kulturvergleichende Forschung eingebracht, der davon ausgeht, dass grundsätzlich jeder Mensch bei einer Kommunikation ›Gesicht‹ verhandelt. Das klingt auf den ersten Blick sicher merkwürdig, im Detail dürfte aber diese Perspektive recht geläufig sein, nicht nur im Umgang mit ›Asiaten‹.

Die Grundüberlegung ist einfacher Natur: Jeder Mensch besitzt – unabhängig seiner kulturellen Zugehörigkeit – ›Gesicht‹, welches erworben wird, aber auch verloren gehen kann, in jedem Fall wird das Ausmaß an ›Gesicht‹ im Lebensverlauf schwanken. In den meisten interkulturellen Ratgebern wird in

diesem Zusammenhang nur recht oberflächlich von dem ›asiatischen Gesicht‹ gesprochen, meistens dann, wenn es um die Forderung nach Harmonie (etwa im Falle der Kommunikation mit Ostasiaten) und Emotionskontrolle geht (›Vermeide das Zeigen von Ärger.«). Die Perspektivenlandschaft ist aber wesentlich vielfältiger.

Wir gehen heute davon aus, dass das Bemühen, Gesicht zu erwerben und zu behalten, kulturübergreifend ausgeprägt ist. Menschen werden in ihren Lebensumwelten (Beruf, Alltag, Freizeit usw.) bemüht sein, gegenüber ihrer Umwelt ein bestimmtes ›Gesicht‹ zu haben. Sie werden meistens unbewusst Handlungen vollziehen, die diesem Ziel dienen, die Wahl der Kleidung für bestimmte Anlässe (inkl. des Alltags) folgt dieser Grundüberlegung dagegen eher bewusst. Für sie ist die Produktion und Wahrung von Gesicht allerdings vorherrschend auf ›ihre‹ Person gerichtet, sie möchten ein bestimmtes Gesicht nach außen haben, sie möchten von anderen in einer bestimmten Weise wahrgenommen und ›codiert‹ werden. Ganz bewusst werden sie ihre Kommunikation vorbereiten, wenn aus ihrer Sicht Situationen anstehen, die die Ebene des normalen Routinehandelns verlassen (etwa: Präsentation vor besonderen Personengruppen, Ritualaktionen).

Damit wird deutlich, dass Wahrung, Erwerb und Verlust von ›Gesicht‹ für *mich* immer auch Folgen für andere hat. Im Klartext: Mein ›Gesicht‹ wird wesentlich durch meine Kommunikation (Handlungen) mit anderen beeinflusst, weil ich mit/in mei-

Victor Repin

Fotografien eines Malers

Victor Repin wurde 1948 in Saporoshje, einer ukrainischen Großstadt 650 km südlich von Kiew, geboren. Während der Schulzeit zeichnete und malte er gern, jedoch ohne weitere Anleitung. Nach seinem Studium der Rundfunktechnologie arbeitete er als Diplomingenieur für Funktechnik in einem Radio- und Fernsehzentrum.

In den 1970er Jahren lernte er durch Zufall Vladimir Andrejewsich Korobow, ein Mitglied des sowjetischen Künstlerverbands, kennen, der bei Victor Repin die Begeisterung am Malen weckte. Victor Repin schätzte neben seiner Aufrichtigkeit und Hilfsbereitschaft auch seinen wunderbaren Sinn für Humor und die Gabe, ausgezeichnet erzählen zu können. Neben der Schichtarbeit nahm Victor Repin bei Korobow Privatunterricht in Zeichen, Malen und Kunstgeschichte. Er begann seine Karriere als Maler, wurde in der Gemäldegalerie ›Promis‹ tätig und entwarf Wanddesigns für Cafés, Restaurants und Privatwohnungen.

Bei einem einjährigen Studienaufenthalt in Leningrad (St. Petersburg) studierte er bei dem Maler und Schriftsteller Wladimir Schinkarjow (Mitbegründer der Mitki-Künstlergruppe). 1984 kehrte er nach Saporoshje zurück und nahm Privatunterricht bei Gagik Kurginjan, den er in einer inoffiziellen Künstlergruppe kennen lernte und in dessen Atelier Victor Repin später arbeitete.

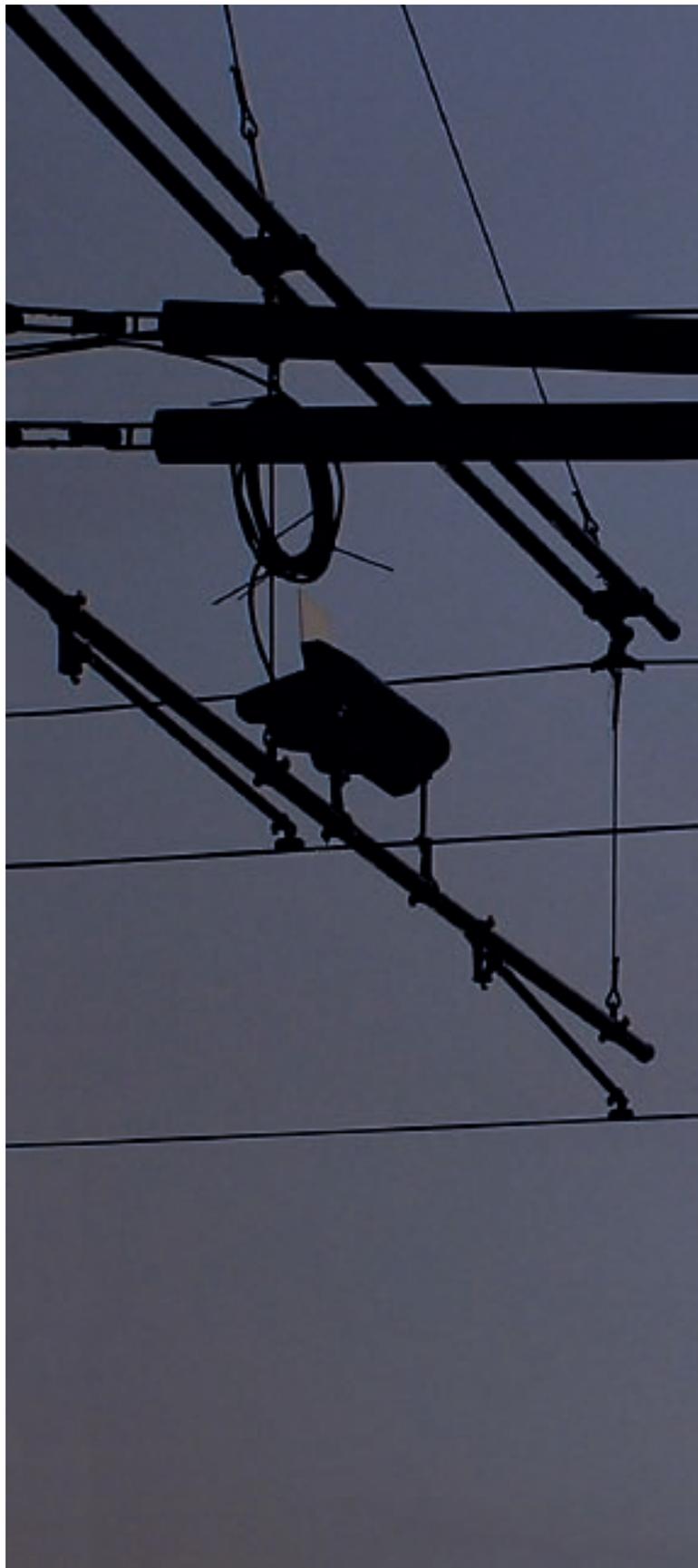
Seit den frühen 1980er Jahren beteiligte er sich an Ausstellungen, und in den Jahren 2000/2001 erschienen in der örtlichen Presse im Zusammenhang von Einzelausstellungen zwei polemische Rezensionen. Victor Repins Bilder hängen in Sammlungen des Regionalkunstmuseums von Saporoshje, der Galerie ›Promis‹ sowie bei privaten Sammlern in Russland, Deutschland, den USA und der Ukraine.

Seit 2004 lebt Repin mit seiner Familie in Brandenburg an der Havel, wo seine Bilder in Einzelausstellungen zu sehen sind. Der Maler präsentiert dort eine Auswahl von Ölgemälden aus dem breiten Spektrum seines Schaffens. In seinen Bildern greift er alltägliche Themen und Wünsche auf, die er kontemplativ bis provozierend gestaltet. Die Palette seiner Stilmittel reicht von klassischen Zitaten, über naturalistische Details bis hin zu abstrakten Elementen.

Fotografie bezeichnet der Künstler als sein Hobby. In dieser Fotostrecke sind Aufnahmen seiner Eindrücke aus Berlin und Potsdam zu sehen.

Fotos © Victor Repin

Kontakt www.repin.de · vire0@yandex.ru





15 Fragen an Interkulturalisten

Lama Tschaglung Tulku Ngawang Gelek



Lama Tschaglung Tulku Ngawang Gelek wurde 1962 in Metrogonkha nahe Lhasa in Tibet geboren. Als sechste Reinkarnation eines Lamas – eines spirituellen Lehrers im tibetischen Buddhismus – wurde Gelek in Tibet ausfindig gemacht. Mit sechzehn Jahren ging er als Mönch ins Bangsar-Kloster, wo er unter chinesischer Besatzung lebte. Wie viele tibetische Mönche wurde er bei einer Demonstration von den chinesischen Militärs verhaftet. Nach Gefängnis und Folter wegen politischer Aktivitäten gegen die chinesische Militärdiktatur in Tibet flüchtete Lama Gelek 1989 über Nepal nach Indien, wo er unter anderem direkt vom Dalai Lama in buddhistischer Lehre unterwiesen wurde und seine Studien an der Klosteruniversität Ganden in Mungod fortsetzte. 1995 zog Lama Gelek nach Berlin, praktiziert seitdem in einer Charlottenburger Fußgängerzone und arbeitet als Baumpfleger für eine Dahlemer Gartenbau-firma. Das Leben Lama Geleks, seiner Frau Santra und ihrer Tochter Tara wurde in dem Film »Jenseits von Tibet« von Solveig Kläßen aus dem Jahr 2000 dokumentiert.

Kontakt www.tara-zentrum.de

Foto © Christina Görs/tip

- 1. Mein deutsches Lieblingswort ist...** Liebe.
- 2. Diesen Geschmack oder Geruch verbinde ich mit meiner Heimat...** eigentlich rieche oder schmecke ich nichts. Tibet ist das Paradies, aber nicht mehr lange, denn China wird dort eine Katastrophe anrichten.
- 3. Wenn ich Familie im Ausland besuche, mache ich zuerst...** kuscheln, ich umarme meine Brüder und Schwestern ganz lange.
- 4. Was mir in Deutschland fehlt...** Ruhe. Die Menschen haben keine Ruhe.
- 5. Dafür gibt es in Deutschland ein bisschen zu viel...** Technik, ich meine vor allem Handys, i-Pods, Wecker usw.
- 6. Als König von Deutschland würde ich...** den Menschen ein gutes Leben bescheren.
- 7. Religion bedeutet für mich...** alles, wie das Universum. Alles hängt mit allem zusammen.
- 8. Was ich unbedingt noch wissen möchte...** was die Tiere »sagen«. Schon als Kind habe ich den Tieren, insbesondere den Yaks, Fragen gestellt.
- 9. Ich glaube an...** ein Zusammenleben in Frieden. Daran, dass alle Menschen in Beziehung zu einander stehen.
- 10. Als 13-jähriger wollte ich gerne werden...** Politiker, weil ich gerne für die Menschenrechte kämpfe. Von 13 bis 15 Jahren musste ich in die chinesischen Armee.
- 11. Diese Website würde ich der Welt empfehlen...** Musik-Seiten von vielen Künstlern, die ich gerne mag. Manchmal glaube ich auch, das Internet braucht man nicht. Man weiß schon, worum es eigentlich geht.
- 12. Glücklich macht mich...** ich selber.
- 13. Mich ärgert im Moment...** mein Wecker.
- 14. Dieses Kompliment verunsichert mich...** »Du bist immer glücklich.« Niemand ist immer glücklich.
- 15. Diesen Menschen möchte ich gerne kennen lernen...** »Indigenous People«, zum Beispiel die Aborigines.

SIETAR Deutschland Regionalgruppen

Die Regionaltreffen leben von dem Engagement der Mitglieder von SIETAR Deutschland e.V. Möchten Sie eine SIETAR-Regionalgruppe gründen oder ein nächstes SIETAR-Regionalgrentreffen organisieren? Bei Anregungen oder Fragen wenden Sie sich bitte an: Sabine Wagner (Mitglied des Vorstands und bundesweite Ansprechpartnerin für Regionalgruppen), Tel. 089-75 96 78 38, wagner@sietar-deutschland.de

Regionalgruppe Hamburg/Nord

Magdalène Lévy, Tel. 040-18 03 77 77
magdalene.levy@online.de

Regionalgruppe Köln/Rhein-Ruhr

Maria Paul, Tel. 0221-598 81 591
mpberatung@aol.com

Regionalgruppe Frankfurt/Rhein-Main/Unterfranken

Sabine Speiser, Tel. 069-48 98 69 79
speiser@interculture-management.de
und Walter Jahn, walterjahn@t-online.de

Regionalgruppe Berlin/Brandenburg

Stefan Meister und Sumaiah El-Said, Tel. 030-788 66 61
elsaid@intercultures.de

Regionalgruppe Stuttgart

Gesa Krämer, Tel. 0170-730 41 82
gesa.kraemer@culture-coaching-training.de
und Harald Warschke, info@warschke.com

Regionalgruppe München

Andreas Hauser, Tel. 089-859 33 57
training@andreashauser.com
und Sabine Wagner, Tel. 089-75 96 78 38
sabine@communicationislife.de

Regionalgruppe Rhein-Neckar/Baden

Ruth Kürschner, Tel. 06201-846 37 68
ruthkuerschner@yahoo.de
und Sigfried Orendi, Tel. 07223-957 03 20
s.orendi@orendi-akademie.de

Auf Initiative von Lehrstuhlinhaber Prof. Dr. Christoph Barmeyer wird in Passau im Frühjahr 2009 eine neue SIETAR-Regionalgruppe ins Leben gerufen.

Regionalgruppe Passau (Ostbayern)

Katharina Jochem, Tel. 0851-509 29 23
katharina.jochem@uni-passau.de

Am 20.01.2009 verstarb Kai Umbreit – ehemaliges SIETAR-Vorstandsmitglied – plötzlich und unerwartet. Er wäre am 11. Februar 42 Jahre geworden. Freunde und Arbeitskollegen beschrieben Kai Umbreit als jemanden mit sehr ehrgeizigen Zielen und Freude an der Arbeit.

Im Namen der SIETAR-Mitglieder spricht der Vorstand großen Dank für seine Verdienste um SIETAR und vor allem herzliches Mitgefühl für Kai Umbreits Familie aus.



Impressum

mondial

SIETAR Journal für interkulturelle Perspektiven · Herausgegeben von SIETAR Deutschland e.V. · Vereinsnummer: VR 5517 · Postfach 31 04 16 · 68264 Mannheim · www.sietar-deutschland.de **mondial** (vormals SIETAR Journal, ISSN 1860-9619) erscheint zweimal jährlich im April und Oktober. Redaktionsschluss ist sechs Wochen vor Erscheinungsdatum. **Chefredaktion** Friederike von Denffer · Berlin · denffer@mondial-journal.de · Dr. Ulrich Bauer · Bayreuth · bauer@mondial-journal.de

Anzeigen Joanna Balińska · Berlin · balinska@mondial-journal.de **Satz und Layout** Dirk Biermann · Potsdam · biermann@potsdam.de **Druck** GS Druck und Medien GmbH · Potsdam **Redaktionsadresse** Friederike von Denffer · Wundtstraße 68 · 14057 Berlin · Tel. 030-30 10 81 08 · Fax 030-30 81 97 44 **Copyright** Die Redaktion ist bestrebt, in allen Publikationen die Urheberrechte zu beachten. Sofern nicht anders angegeben, liegen die Copyrights von Texten, Abbildungen und Grafiken bei den Autor(inn)en bzw. Verlagen. Jede Verwendung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der Copyright-Halter/innen. **Illustrationsfotos** fotolia.com · istockphoto.com **Vorschau auf die kommende Ausgabe: mondial 2/09** Themenschwerpunkt: Humor · Erscheinungsdatum: 1. Oktober 2009 · **Redaktionsschluss** 10. August 2009 · Bitte wenden Sie sich mit Anregungen und Ideen für Beiträge an die Redaktion. **ISSN 1867-0253**

In der nächsten Ausgabe könnte Ihre Anzeige stehen.

Nutzen Sie die Chance, um auf sich und Ihr Unternehmen aufmerksam zu machen!

mondial ist im deutschsprachigen Raum das führende Fachblatt für interkulturelle Fragestellungen aus Theorie und Praxis. Fast die gesamte Auflage wird an feste Abonnenten verteilt und im Bahnhofsbuchhandel vertrieben. Aus Erfahrung wissen wir, dass **mondial** und somit Ihre Anzeige gerne weitergereicht werden.

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne Joanna Balińska
balinska@mondial-journal.de · Tel. 030-80 61 48 75 · Fax 030-80 61 48 76

Mediadaten finden Sie auf unserer Website www.mondial-journal.de



Sie können **mondial** auch abonnieren: office@sietar-deutschland.de

SIETAR im Internet

SIETAR in Europa

SIETAR Österreich (Austria) sietar.wu-wien.ac.at

SIETAR Deutschland (Germany) www.sietar-deutschland.de

SIETAR France www.sietar-france.org

SIETAR Nederland (Netherlands) www.sietar.nl

SIETAR España (Spain) Website im Aufbau

SIETAR UK (United Kingdom) www.sietar.org.uk

Andere nationale SIETAR

SIETAR BC (Canada) www.sietar.bc.ca

SIETAR India www.sietar-europa.org/sietars_india.htm

SIETAR Japan www.sietar-japan.org

SIETAR Arabia www.sietar-me.org

SIETAR USA www.sietarusa.org

Supranationale SIETAR

Global SIETAR www.sietar.org

Young SIETAR www.youngsietar.org

SIETAR Europa www.sietar-europa.org

Weitere Sektionen sind in Gründung. Aktuelle Informationen finden sich auf der Seite von SIETAR Europa.